

Otto Betz

Weiter als die letzte Ferne

Mit Rainer Maria Rilke die Welt meditieren

topos taschenbücher

Inhalt

Ein neues Atemfeld.....	7
„Die Dinge singen hör ich so gern“ Rilkes meditative Wahrnehmung der Welt.....	10
„Ich halte den Brief noch für ein Mittel des Umgangs“ Rilke – der Briefschreiber.....	22
„Halte die Freude für mehr als das Glück“ Die Freude als Grundkraft der Schöpfung.....	30
„Ich habe ein Inneres, von dem ich nicht wusste“ Von der Öffnung der Sinne.....	39
„Wir kennen nur die Hälfte“ Vom Fragment und von der Ganzheit.....	50
„Ich muß einen Namen für Sie erfinden“ Vom Geheimnis des Namens.....	55
„Schönheit und Schrecken“ Das Doppelantlitz der Wirklichkeit.....	63
„Ich höre noch sein Lachen“ Rilke und der Humor.....	73

„Musik: Du Sprache wo Sprachen enden“	
Rainer Maria Rilke und die Musik.....	96
„Laß dich von mir nicht trennen“	
Rilkes Ringen mit Gott.....	120
„Ach in der Kindheit, Gott: wie warst du leicht“	
Vom doppelten Antlitz Gottes.....	133
„Fontäne des seelischen Daseins“	
Rilke und der Engel.....	148
„Aus beiden Reichen erwuchs seine weite Natur“	
Orpheus und das unendliche Lob – ein Grundmotiv im Werk Rilkes.....	164
„Was ich an Heimat habe, liegt da und dort verteilt“	
Rainer Maria Rilke – der Europäer.....	189
„Die Szenerie war Abschied“	
Das Leben als Form des Abschiednehmens.....	206
Anmerkungen.....	217
Literaturverzeichnis.....	229

Ein neues Atemfeld

Es gab früher eine Art von Büchern, die man „Vademecum“ nannte, sie sollten Wegbegleiter sein, Schriften, die man immer in der Nähe haben wollte und möglichst in die Tasche stecken konnte. Man hat sie gewöhnlich nicht von vorn bis hinten durchgelesen, sondern sie vielmehr hie und da hervorgeholt, um zur Besinnung zu kommen oder anderen daraus vorzulesen. Für mich hatten viele Bücher von Rainer Maria Rilke diesen Charakter. Wenn ich mir mein Exemplar des *Malte anschaue* oder die *Neuen Gedichte*, vor allem natürlich die *Duineser Elegien*, dann merke ich an ihrem „mitgenommenen“ Zustand, dass ich sie oft mitgenommen habe, auf die Reise, auf eine Wanderung oder einfach ins nächste Café. Wie für viele andere Menschen auch wurde Rilke für mich zu einem Reisegefährten, der mich manchmal bestärkte, mir aber auch ins Gewissen redete, der mir die Augen öffnete und auf ganz indirekte Weise eine Richtung wies. Wieso ist Rilke, der doch ein Dichter war und kein Pädagoge, dem sein poetisches Werk am Herzen lag und der kein Volkserzieher sein wollte, wieso ist er für viele zu einer so maßgeblichen Gestalt geworden?

„Ich habe mich, seit ich denken kann, als Anfänger gefühlt“, hat Rilke einmal in einem Brief von sich bekannt. Und wirklich: Er hat immer wieder den Mut zu einem Neubeginn gehabt, hat sich nicht auf das bis dahin Erfahrene und Geschaffene verlassen, sondern Neuland gesucht, aber auch neue Sehweisen und vor allem neue Sprachmöglichkeiten. Er ist sein ganzes Leben lang ein Fragender gewesen, und seine Antworten waren keine unumstößlichen Glaubenssätze, sondern Vorstöße ins Unbekannte. Eine Schule hat er nicht begründet,

nicht einmal einen Jüngerkreis, vielleicht hat er deshalb so viele Freunde gefunden, die sich ihm verbunden fühlten.

Rilkes Dichtung hat mit unserer Alltagswelt und unserem Leben zu tun, trotz ihres hohen Tons und ihrer anspruchsvollen Sprache. Er lässt uns Leser an seinen Erfahrungen teilhaben und weckt in uns das Interesse, selbst auf Erfahrungen auszugehen. Er spricht von sich als einem, „der dem Leben immer noch lernend, staunend, aufnehmend“⁴² einverständlich ist; was bleibt uns Lesern anderes übrig, als uns ebenso offen und vorurteilslos der Wirklichkeit zu stellen? Als ich noch ein Schüler war, stieß ich auf ein Rilkewort, das mich so ansprach, dass ich es mir gleich in mein Tagebuch schrieb: „Wenn Ihr Alltag Ihnen arm scheint, klagen Sie ihn nicht an; klagen Sie sich an, daß Sie nicht Dichter genug sind, seine Reichtümer zu rufen; denn für den Schaffenden gibt es keine Armut und keinen armen gleichgültigen Ort.“⁴³ Das war der Rippenstoß, den ich damals brauchte und der sich ein Leben lang ausgewirkt hat. Wir sind ja alle geneigt, über die misslichen Bedingungen unseres Daseins Klage zu führen, um davon abzulenken, dass wir mit den uns gebotenen Chancen nicht umgehen können. Rilke erwartet von uns einen hohen Anspruch. „Wer mit Leichtem umgeht, geräth oft ans Geringe; im Schweren ist man immer wie unter Älteren und Großen“⁴⁴, von einem solchen Satz kann man schon im Innern getroffen werden; und wir müssen es zulassen.

Dieses Buch greift Themen auf, die Rilke wichtig waren – und die im Leben jedes Menschen eine Rolle spielen. Wie werden wir mit der Bruchstückhaftigkeit unserer Existenz fertig? Können wir uns im Angesicht der Schrecknisse dieser Welt noch wirklich freuen? Welchen Stellenwert haben die Kunst und die Musik in unserem Leben? Wie kommen wir bei dem

optischen Überangebot der Gegenwart noch zu einem wirklichen eindringenden Schauen? Welche Bedeutung haben die religiöse Frage und die Suche nach einem uns gemäßen Gottesverständnis in der Gegenwart?

Die Frage ist erlaubt, ob wir nicht einen Dichter überfordern, wenn wir von ihm Antworten auf solche Problemkreise erwarten. Nun, wir bekommen ja gerade keine fertigen Lösungen angeboten, wir werden vielmehr zum Gespräch eingeladen. Rilke überredet nicht, er drängt uns keine Meinung auf, wir werden höchstens in ein Netzwerk der Gedanken hineingenommen, unser Horizont soll sich ausweiten, konventionelle Muster werden überschritten, ein größerer Zusammenhang wird erkennbar. Es ist ja ein Glück, dass so viele Briefwechsel, gerade mit jungen Menschen, erhalten geblieben sind, mit Anita Forrer, mit Ilse Jahr, Eva Cassirer, Ilse Erdmann, Lisa Heise und anderen. Rilkes Gedichte, aber auch seine Briefe wurden für sie ein notwendiges Brot, Seelennahrung, Stärkung in Notlagen und Krisenzeiten. Ohne aus Rilkes Werk eine Hausapotheke machen zu wollen, wird man doch sagen dürfen: Sein lebendiges Wort wirkte (und wirkt) ins Dasein der Menschen hinein. Rilke hat nicht viel vom Trost gehalten, zu sehr fürchtete er, nur vage zu verträsten. Es ging ihm um die ehrliche Konfrontation mit der harten Realität. Er war immer der Überzeugung, „daß die Güter des Lebens rein und unverdorben und im Tiefsten begehrenswert aus Umsturz und Untergang hervorgehen“⁵.

„Ich habe ein Inneres, von dem ich nicht wusste“

Von der Öffnung der Sinne

„Ist es möglich, daß man trotz Erfindungen und Fortschritten, trotz Kultur, Religion und Weltweisheit an der Oberfläche des Lebens geblieben ist? Ist es möglich, daß man sogar diese Oberfläche, die doch immerhin etwas gewesen wäre, mit einem unglaublich langweiligen Stoff überzogen hat, so daß sie aussieht, wie die Salonmöbel in den Sommerferien? – Ja, es ist möglich.“⁵⁰ So kennzeichnet Rilke in seinem *Malte* die Situation eines „normalen“ Gegenwartsmenschen, dessen Sinne stumpf geblieben sind, weil niemand sie wirklich geöffnet und erschlossen hat. Nie ist es geschehen, dass einem die Schuppen von den Augen fielen und eine neue Wahrnehmung möglich wurde. Für Rilke war das wirkliche Sehen, die tiefere Einsicht in größere Zusammenhänge und tiefere Schichten des Daseins eine Voraussetzung für die wahre Menschwerdung des Menschen. Der Vorgang des Sehenlernens ereignet sich aber nicht ein für allemal, sondern dauert unsere ganze Lebenszeit, wir kommen damit nie an ein Ende. Die partielle Blindheit und Gefühllosigkeit lässt den Menschen verkümmern, weil weder die Schönheit und Größe der Schöpfung wahrgenommen wird noch die eigenen Tiefenschichten der Seele geweckt werden.

Auf bewegende Weise wird der Lernprozess einer Augenöffnung im *Malte* beschrieben: „Ich lerne sehen. Ich weiß nicht, woran es liegt, es geht alles tiefer in mich ein und bleibt nicht an der Stelle stehen, wo es sonst immer zu Ende war. Ich habe ein Inneres, von dem ich nicht wusste. Alles geht jetzt dorthin.

Ich weiß nicht, was dort geschieht.“⁵¹ Rilke spricht hier einen Gedanken an, der ihn sein ganzes Leben beschäftigt hat: Die Außenwelt und die Innenwelt stehen in einem intensiven Wechselverhältnis. Wenn wir die Vielfalt und Fülle der sichtbaren Wirklichkeit mit unseren Sinnen aufnehmen und verinnerlichen, entsteht auch in unserem Inneren eine entsprechende Welt der Formen und Farben und Gestalten. Weil wir aber bei unserer Welthinwendung nicht nur das Schöne und Anmutige beobachten, sondern auch das Abgründige, das Dunkle und Ängstigende, müssen wir gewärtigen, auch im Fundus der eigenen Tiefen auf solche belastenden Phänomene zu stoßen. Vor allem aber scheint es wichtig zu sein, dem Unscheinbaren und Unauffälligen genauso viel Beachtung zu schenken wie dem, was ins Auge fällt und sich in den Vordergrund stellt. In vielen seiner Briefe wird Rilke zum behutsamen Lehrer, der dazu beitragen will, sehendere Augen und aufmerksamere Ohren zu bekommen. Am 16. Juli 1903 schrieb er an Franz Xaver Kappus: „Wenn Sie sich an die Natur halten, an das Einfache in ihr, an das Kleine, das kaum einer sieht, und das so unversehens zum Großen und Unvermeidlichen werden kann; wenn Sie diese Liebe zu dem Geringen und ganz schlicht als ein Dienender das Vertrauen dessen zu gewinnen suchen, was arm scheint: dann wird Ihnen alles leichter, einheitlicher und irgendwie versöhnlicher werden, nicht in Ihrem Verstande vielleicht, der staunend zurückbleibt, aber in Ihrem innersten Bewusstsein, Wachsein und Wissen.“⁵²

So wichtig es ist, sich aufmerksam der Außenwelt zuzuwenden, um die Wirklichkeit in ihrer ganzen Fülle aufzunehmen, mit ihrer Schönheit und ihren Schrecken, so scheint es Rilke mindestens ebenso wichtig, die innere Welt wahrzunehmen, eine Verbindung herzustellen zu der bilderträchtigen Innen-

welt unserer Seele. Wer nur nach außen schaut, der häuft unermessliches ‚Sehmaterial‘ an, aber es bleibt gleichsam eine fremde Welt, die nur äußerlich angeeignet wird. Erst die Öffnung der eigenen Tiefen lässt uns eine geheimnisvolle Korrespondenz erkennen: Die Wahrnehmung der Vielfalt unserer Dingwelt weckt ganze Landschaften unseres seelischen Lebens. Der geschärfte Blick nach außen bliebe fruchtlos, wenn er uns nicht auch sensibel machen würde für die inneren Vorgänge.

In einem Gedicht des *Stundenbuches* wird die Bedeutung dieses Lernvorgangs sehr anschaulich gemacht. Eine Strophe lautet:

Wer jetzt nicht seine Augen schließen kann,
gewiss, daß eine Fülle von Gesichtern
in ihm nur wartet bis die Nacht begann,
um sich in seinem Dunkel aufzurichten:–
der ist vergangen wie ein alter Mann⁵³.

Es ist also vor allem die Nacht, der Schlaf, der Traum, die uns dabei helfen können, das Gesehene zu verarbeiten und die inneren Bilder wachzurufen. Aber auch die Tagwelt braucht Phasen, in denen wir innehalten, die Augen schließen und die Bilder aufsteigen lassen, die uns Kunde geben von den verborgenen Dimensionen der seelischen Tiefe. Das Wechselspiel von Außen und Innen ist dann die Möglichkeit, nicht an der Oberfläche hängen zu bleiben, sondern Erfahrungen mit dem verborgenen Selbst zu machen. In einem Brief an Nora Purtscher-Wydenbruck vom 11. August 1924 hat sich Rilke über die ihn selbst überraschenden riesigen Dimensionen der seelischen Tiefen geäußert: „So ausgedehnt das ‚Außen‘ ist, es verträgt mit allen seinen siderischen Distanzen kaum einen Ver-

gleich mit den Dimensionen, mit der Tiefendimension unseres Inneren, das nicht einmal die Geräumigkeit des Weltalls nötig hat, um in sich fast unabsehlich zu sein.“⁵⁴ Wenn diese weiten Räume vorhanden sind und darauf warten, dass wir sie in unser Leben einbeziehen, dann möchte man ja wissen, auf welche Weise sie unserer Erfahrung zugänglich werden.

Rilke ist bekanntlich in seinem Leben viel gereist, hat unterschiedliche Städte, Landschaften, Kulturen kennengelernt und sich den verschiedensten Eindrücken geöffnet. Und immer war er darum bemüht, das Geschaute und Erlebte zu einer zweiten Wirklichkeit werden zu lassen, es durch Sprache in eine festere Form zu überführen und dadurch unverlierbar zu machen. Ein Beispiel kann diesen Prozess vielleicht veranschaulichen. Den Winter 1906/07 verbrachte Rilke auf der Insel Capri. Er war von Freunden eingeladen worden und wohnte im ‚Rosenhäusl‘ bei der Villa Discopoli. Dort traf er die 24-jährige Gräfin Manon zu Solms-Laubach, deren Eltern er in Darmstadt begegnet war. Man unternahm gemeinsame Spaziergänge von Capri nach Anacapri – und nach einem solchen Gang entstand ein Gedicht, das er der jungen Frau mit den Zeilen übersandte: „Am Abend nach dem Gange zur Migliera und in der Nacht niedergeschrieben“⁵⁵

Nun schließe deine Augen: daß wir nun
dies alles so verschließen dürfen
in unsrer Dunkelheit, in unserm Ruhn,
(wie einer, dems gehört).
Bei Wünschen, bei Entwürfen,
bei Ungetanem, das wir einmal tun,
da irgendwo in uns, ganz tief
ist nun auch dies; ist wie ein Brief,
den wir verschließen.

Laß die Augen zu. *Da* ist es nicht,
da ist jetzt nichts, als Nacht;
die Zimmernacht rings um ein kleines Licht,
(du kennst es gut).
Doch *in* dir ist nun alles dies und wacht –
Und trägt dein sanft verschlossenes Gesicht
Wie eine Flut ...

Und trägt nun dich. Und alles in dir trägt,
und du bist wie ein Rosenblatt gelegt
auf deine Seele, welche steigt.
Warum ist das so viel für uns: *zu sehn*?
Auf einem Felsenrand zu stehn?
Wen meinten wir, indem wir *das* begrüßten,
was vor uns lag?
Ja, was war es denn?

Schließ inniger die Augen und erkenn
es langsam wieder: Meer um Meer,
schwer von sich selbst, blau aus sich her
und leer am Rand, mit einem Grund aus Grün.
(Aus welchem Grün? Es kommt sonst nirgends vor ...)
Und plötzlich, atemlos, daraus empor
die Felsen jagend, von so tief, daß sie
im steilen Steigen gar nicht wissen, wie
ihr Steigen enden soll. Auf einmal bricht
es an den Himmeln ab, dort, wo es dicht
von zuviel Himmel ist. Und drüber, sieh,
ist wieder Himmel, und bis weit hinein
in jenes Übermaß: wo ist er nicht?
Strahlen ihn nicht die beiden Klippen aus?

Malt nicht sein Licht das fernste Weiß, den Schnee,
der sich zu rühren scheint und weit hinaus
die Blicke mitnimmt. Und er hört nicht auf,
Himmel zu sein, eh wir ihn atmen.

Schließ, schließ fest die Augen.

War es dies?

Du weißt es kaum. Du kannst es schon nicht mehr
von deinem Innern trennen.

Himmel im Innern läßt sich schwer erkennen.
Da geht das Herz und geht und sieht nicht her.

Und doch, du weißt, wir können also so
am Abend zugehn, wie die Anemonen,
Geschehen eines Tages in sich schließend,
und etwas größer morgens wieder aufgehn.
Und so zu tun, ist uns nicht nur erlaubt,
das ist es, was wir sollen: Zugehn lernen
über Unendlichem.

(Sahst du den Hirten heut? Der geht nicht zu.
Wie sollte er's? Dem fließt
der Tag hinein und fließt ihm wieder aus
wie einer Maske, hinter der es Schwarz ist ...)

Wir aber dürfen uns verschließen, fest
zuschließen und bei jenen dunkeln Dingen,
die längst schon in uns sind, noch einen Rest
von anderm Unfaßbaren unterbringen,
wie einer, dems gehört.

Man merkt es dem Gedicht an, wie sehr es aus einer meditativen Haltung heraus geschaffen wurde. Rilke konnte seine Gänge über die Insel machen, sich dem Schauen überlassen, aber das Geschaute auch ins Innere sinken lassen. Immer wieder geschieht die Aufforderung, die Augen zu schließen, sie zuzulassen, sie noch inniger zu schließen. Wer viel gesehen hat – die schroffen Felsen, das Meer mit seinen eigenartigen Farben, den Himmel darüber –, für den kommt die Zeit, dass sich die Außenbilder mit den Innenbildern verbinden. Die Nacht hat ihr eigenes Recht, in der Dunkelheit ruht das Noch-Ungetane, die Welt des Künftigen, des Noch-nicht-Erschienenen. In diesen Nachtbereich darf auch alles Erlebte und Geschaute hinabsinken, darf ruhen, sich setzen und eingeschlossen werden. Nichts soll einen ablenken, damit das, was geheimnisvoll in uns vorhanden ist, aufsteigen kann. Es ist eine wichtige Fähigkeit, sich verschließen zu können, damit auch der ‚innere Himmel‘ wahrgenommen werden kann.

Das Bild der Anemone, die sich tagsüber weit öffnet, sich aber am Abend wieder schließen kann, hat Rilke sehr beschäftigt. Das, was Rilke draußen in der Natur beobachtete, konnte immer auch eine Spiegelfunktion haben, konnte ihn anregen, etwas über die eigene Verfasstheit zu entdecken. Er war ja ein kritischer Beobachter seiner selbst: So konnte er sich in der unscheinbaren Anemone wiedererkennen, die sich am Morgen so weit öffnet, dass sie sich bei der hereinbrechenden Nacht nicht mehr schließen kann. Und weil Rilke sich oft vorwarf, er ließe sich zu sehr ablenken und zerstreuen, würde deshalb seiner poetischen Aufgabe untreu, nahm er sich immer wieder vor, sich zurückzuziehen und die Zugänge nach draußen zu versperren. Am 26. Juni 1914 heißt es in einem Brief aus Paris an Lou Andreas-Salomé: „Ich bin wie die kleine Anemone, die ich

einmal in Rom im Garten gesehen habe, sie war tagsüber so weit aufgegangen, dass sie sich zur Nacht nicht mehr schließen konnte. Es war furchtbar sie zu sehen in der dunkeln Wiese, weitoffen, immer noch aufnehmend in den wie rasend aufgerissenen Kelch, mit der vielzuvielen Nacht über sich, die nicht alle wurde. Und daneben alle die klugen Schwestern, jede zugegangen um ihr kleines Maß Überfluss. Ich bin auch so heillos nach außen gekehrt, darum auch zerstreut von allem, nichts ablehnend, meine Sinne gehen, ohne mich zu fragen, zu allem Störenden über, ist da ein Geräusch, so geb ich mich auf und bin dieses Geräusch, und da alles einmal auf Reiz Eingestellte, auch gereizt sein will, so will ich im Grunde gestört sein und bins ohne Ende. Vor dieser Öffentlichkeit hat sich irgend ein Leben in mir gerettet, hat sich an eine innerste Stelle zurückgezogen und lebt dort, wie die Leute während einer Belagerung leben, in Entbehrung und Sorge.⁴⁵⁶

Dieser Brief ist eine äußerst rabiate Abrechnung Rilkes mit sich selbst. Vermutlich war diese Selbstanalyse viel zu scharf, denn schließlich war er ja auf Anregung im Gespräch, auf gesellige Begegnung angewiesen. Aber er hatte nun einmal solch hohe Ansprüche an sich, dass er sich Vorwürfe machte, wenn er nicht bei seiner Konzentration auf das Werk blieb. In dem Brief geht es weiter: „Kann man so viel einsehn und sich doch nicht helfen?! Und seit Jahren. / Erneuerung, Verwandlung, Heiligung – und die Seele stürzte herüber –, ich weiß. Aber wer macht sich neu und zerschlägt sich nicht vorher ...“⁴⁵⁷

Ein Jahr später geriet Rilke dann in eine noch bedrückendere Situation. Der Erste Weltkrieg war ausgebrochen und er wurde als Soldat einberufen, musste eine entwürdigende Ausbildung durchstehen und wurde schließlich ins Kriegsarchiv abgeschoben. In dieser Zeit großer Demütigung und seelischer

Not entstand Anfang April 1916 ein Gedicht, das mit dem Wort „Haßzellen“⁴⁵⁸ beginnt, quälende Eindrücke benennt, dann aber die innere Welt aufruft, die doch nicht verloren gegangen sein kann. Drei Strophen aus dem Schlussteil des Gedichts sind ein bewegendes Zeugnis für diese gleichsam Leben rettende Besinnung auf das Unverlierbare.

Wir haben nichts, als was dort innen steht,
wir haben alles, als dort innen steht.
Wie fassen wir denn, was dort innen steht,
da auch das Fliegende dort innen steht.

Da auch der Winde mancher innen steht
und Fallendes nicht fällt und innen steht
und dennoch fällt indem es innen steht
fallender fällt indem es innen steht.

Da auch Geschwundenes dort innen steht
und nicht mehr schwindet seit es innen steht.
Im Schwinden selber steht, was innen steht.
Wie fassen wir denn, was im Schwinden steht?

Es ist wie eine Beschwörung, was Rilke hier heraufruft. Hin- und hergerissen, zutiefst verunsichert, klammert er sich doch an etwas, das noch Stand hat und Stand gewährt. Das zugedeckte und verschüttete Innen, es muss wieder herausgegraben werden, damit ein Punkt gefunden wird, von dem aus in dem sinnlosen Wirbel der Zeitumstände das eigene Geheimnis wahrgenommen werden kann. Rilke hat Jahre gebraucht, um die Versehrungen der Kriegsjahre einem Heilungsprozess zuzuführen und wieder Vertrauen zu fassen zur eigenen Berufung und po-

etischen Kraft. In vielen Briefen ist vom „Anheilen der Bruchstellen“ die Rede. Als er zum ersten Mal wieder in Venedig sein kann, schreibt er am 24. Juni 1920 an Anita Forrer: „Ich staune alles wieder an, so gut ich es auch weiß, hier schöpft man’s mit Staunen nicht aus; das unbegreifliche Vorhandene –, und wohl mir, daß ich endlich wieder staunen kann; es ist doch meine ehrlichste Bethätigung, recht eigentlich das Maaß meiner Natur.“⁵⁹ Und erst die Wiederbegegnung mit Paris gibt ihm die Gewissheit, dass sich die Wunde geschlossen hat und eine neue Perspektive sich ihm eröffnet. Am 31. Dezember 1920 schreibt er an Lou Andreas-Salomé: „Diese Tage! Es war Herbst, von jener pariser Pracht der Himmel und des Lichts, die diese Jahreszeit der Natur steigert um die Jahreszeit einer längst Natur gewordenen Stadt: welche Überflüsse im Licht, welche Durchdringlichkeit der Dinge, die sich atmosphärisch durchschwingen ließen und diese Vibrierung weitergaben, welche Einheit von Gegenstand und Gegenüber, Nähe und Tiefe der Welt, – welches Neusein der Morgen, welches Alter der Wasser, welche Zärtlichkeit und Fülle des Winds, obwohl er durch Straßen kommt. (...) Ich kann Dir nicht sagen, wie mich in diesem Moment das Glück der Heilung durchfluthete und überstieg, – da erst begriff ich, daß nichts verloren sei, und ein Fortsetzen möglich sein würde, trotz des eben noch so tief unterbrochenen Herzens.“⁶⁰

In seinen letzten Lebensjahren in der Schweiz hat ihn das Problem der „Außenöffnung“ und der „Innenorientierung“ auch weiterhin beschäftigt, aber er konnte sich gelassener um eine Balance bemühen. Es gab Phasen intensiven Austauschs mit anderen Menschen und es gab die völlige Konzentration auf die Arbeiten in den „inneren Bergwerken“. Und er konnte auch das vorbehaltlose Offensein positiv bewerten, indem er nun der Anemone einen ganz anderen Blick gewährt.

Blumenmuskel, der der Anemone
Wiesenmorgen nach und nach erschließt,
bis in ihren Schoß das polyphone
Licht der lauten Himmel sich ergießt,

in den stillen Blütenstern gespannter
Muskel des unendlichen Empfangs,
manchmal *so* von Fülle übermannter,
daß der Ruhewink des Untergangs

kaum vermag die weitzurückgeschnittenen
Blätterränder dir zurückzugeben:
Du, Entschluß und Kraft von *wieviel* Welten!

Wir, Gewaltsamen, wir währen länger.
Aber *wann*, in welchem aller Leben,
sind wir endlich offen und Empfänger?⁶¹